

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeltger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Von Franz Wiegelt's früherer Munterkeit war auch nicht mehr viel übrig geblieben, denn er hatte schwere Sorgen. Kein Sonntag verging, wo der neue Luschelauer Genbarm, der es mit seinem Amt sehr genau nahm, nicht bei ihm herumgeschmüffelt hätte, und keine Tanzmusik, wo er nicht wegen Uebertretung der Polizeistunde aufgeschrieben wurde. Fünf Minuten Verspätung genügt schon. Seine Pflichten als Gastwirt und Gemeindevorsteher prallten hart aufeinander. Der Amtsvorsteher verwarnete ihn mehrmals und drohte, ihn bei der nächsten Wahl nicht als Gemeindevorsteher zu bestätigen, wenn das so weiter ginge. Er nahm sich aber auch den Genbarm bei Seite und führte ihn in dem Geist der Polizeiverordnungen ein. Der Wortlaut war dem Wachtmeister schon bekannt. Seitdem ließ er sich in Brißlawe seltener sehen. Wer Franz Wiegelt's Freude an dem Kreischam war zerstört. Und er hätte es gern verpachtet, wenn sich nur ein Pächter gefunden hätte. Aber es fand sich keiner, denn die Summe, die Franz Wiegelt forderte, war so groß, daß niemand anbeissen wollte.

Moriz Gassel aber hatte Ferien, und sie bekamen ihm ausgezeichnet. Sein Garten brachte ihm jetzt die ersten Einnahmen. Obst zwar wuchs noch nicht an den schlanken Bäumchen. Nur der eine Pflirsich hatte sich gehalten, war dick und rund geworden und zeigte rote Backen. Doch als ihn Moriz Gassel abnahm, trock ein fetter Wurm heraus, der ihn hohl gefressen hatte. Dagegen schrieb er sich manden Groschen für das Gemüse gut, das er jeden Sonnabend mit der Milchfahre des Dominikus nach Zburotschin schickte, wo er feste Abnehmer hatte. Am meisten brachten ihm die Bienen ein; zweimal trugen sie den Honigraum voll und sammelten nach der zweiten Brandschabung noch genug, um durch den Winter zu kommen. Den Honig nahm der alte Abraham mit nach Sulitsch, wo er ihn leicht an den Mann brachte. Moriz Gassel's Pläne flogen in dieser schulfreien Zeit höher als sonst. Er träumte von einer großen Geflügelzucht und besorgte sich in Zburotschin ein dickes Buch über die rationelle Züchtung der Kaninchen. Doch diesen Plan verwarf er wieder. Was ihm aber besonders am Herzen lag, war der große Schulacker, der zwei Morgen groß, gleich hinter dem Garten lag, und den er sehr gerne in den Garten eingezogen hätte. Aber seine Kasse war leer, und Drahtspalier war teuer. Der alte Abraham, der sich im Laufe des Jahres immer fester in Brißlawe eingenistet hatte, wollte ihm den Betrag vorschießen, doch Moriz Gassel wollte keine Schulden machen. Er hatte genug in den Garten gesteckt. Jetzt sollte er erst was bringen! Und er saßte sich in Geduld und hoffte auf das nächste Jahr.

Um so ungeduldiger war Thomas Hauschild. Zwar

machte sein Vater noch immer nicht Miene, ihm den Hof von dreihundsechzig Morgen zu übergeben, aber mit Hedwig wollte er endlich ins reine kommen. Aus Heiraten war ja vorläufig nicht zu denken, aber verloben wollte er sich wenigstens. Moriz Gassel kam ihm auch zuweilen ins Gehege. Als die Rüben herausgenommen waren und nach Zburotschin in die Zuderfabrik gebracht wurden, drängte Thomas Hauschild bei August Knorred auf eine Entscheidung.

„Geht mich gar nichts an!“ wies ihn der zurück. „Das machen Sie mit Hedwig ab.“

Doch wie sehr er sich auch bemühte, sie allein zu sprechen, und um sie herumzuschlich, immer hatte sie jemand bei sich, meistens die kleine Baronesse Cäcilie, die ein sehr aufgewecktes Kind war und vor der er sich genierte.

Er suchte Hilfe bei Frau Knorred, die ihn kaum anhörte, weil sie in Angst und Sorge um ihr Söhnchen Hugo schwebte, der in dem großen Berlin lebte, jede Geldanweisung stolz zurückwies und sich auf flüchtige Postkartengrüße beschränkte.

Noch einmal verlangte Thomas Hauschild von August Knorred den väterlichen Nachspruch und zwar so flehentlich, daß er sich veranlaßt sah, Hedwig zu ermahnen, dem Gehilfen doch ein gutes Wort zu gönnen.

„Was soll ich mit ihm!“ erwiderte sie und drückte Cäcilie an sich. „Er ist mir zu sad. Was Vernünftiges kann man mit ihm überhaupt nicht sprechen.“

Da merkte August Knorred, daß die rechte Zeit noch nicht gekommen war und vertröstete Thomas Hauschild auf die Zukunft.

„Ich habe vier Jahre um meine Frau geworben!“ meinte er gutmütig. „Und Jakob sieben!“

„Ich bin doch kein alter Jude!“ verteidigte sich Thomas Hauschild. „Ich laß mich nicht länger an der Nase herumführen!“

„Wer führt Sie denn?“ rief der Inspektor ärgerlich. „Halten kann ich Sie nicht. Aber ich weiß nicht, wohin Sie wollen. Sie haben doch Zeit zum Warten. Sie können nicht eher heiraten, als bis Ihr Vater Platz macht und auf den Auszug geht. Und das hat, denk ich, noch gute Wege!“

„Ich könnte mir ja eine Stelle als Inspektor suchen!“ begehrte Thomas Hauschild auf.

„Sie wären mir der rechte Inspektor!“ lachte August Knorred hell auf und ließ ihn stehen.

So blieb denn alles beim alten. Nur die polnischen Dienstleute mußten nach und nach das Bündel sämären. Der alte Abraham verrichtete wieder Wunderthaten und brachte für jeden Polen einen Deutschen. Wo er ihn hernahm, war seine Sorge. Aus allen vier Himmelsgegenden holte er sie heran, und brachte jeden wieder fort, dessen Zeugnisse August Knorred nicht gefielen. Der letzte Pole war Daniel Pzuppad, der mit einer Fähigkeit sondergleichen in Brißlawe haßete. Denn nun hatte er bei Belagia Dubin alle nächstlichen Mitbewerber aus dem Felde geschlagen. Er lief zum Baron und setzte es durch, daß er

für die Hälfte des Lohnes bleiben durfte. Damit gab sich auch August Knorred zufrieden, obgleich er Daniel Huppod noch immer nicht riechen konnte. Aber die deutschen Dienstleute waren teurer als die polnischen, und so konnte man sich diese unverhoffte Ersparnis schon gefallen lassen.

Moriz Gassel nahm nach den Ferien die Schularbeit mit frischen Kräften auf, um den bevorstehenden Besuch des Schulrats Hupfer mit besseren Erfolgen zu überstehen. Er paukte die Gebirge Asiens ein und die Flüsse Amerikas, ließ die religiösen Memoriestoffe bis zum Einschlafen repetieren, erzählte den Kindern drei Stunden lang vom Vogel Strauß, und über die drei schlesischen Kriege dozierte er gar drei Wochen, steigerte die Rechenfertigkeit bis an die Grenze des Erlaubten, förderte den mündlichen Ausdruck nach Möglichkeit und brachte sechs schriftliche Arbeiten mehr zustande, als auf dem Lehrplan gefordert wurden. Das Geheimnis der Prüfungsaufgabe entlehnte ihm der Kollege aus Gubra, den er einmal in Zdurotzschin traf und der ihn auch einlud, dem Lehrerverein beizutreten. Er schufte in der Klasse, daß sogar die Kinder mit ihm Mitleid bekamen. Aber er blieb dem schönen Prinzip treu, keine Hausaufgaben zu stellen. Der Prügelstock wurde angeschafft, blieb aber untätig im Schrank. Zeit konnte Schulrat Hupfer kommen!

Aber er kam nicht. Er hatte sich ein Ohrenleiden zugezogen und ließ sich am ersten Oktober pensionieren. Und seinem Nachfolger, der Schrißl hieß, den Dokortitel hatte und der Sohn eines Superintendenten war, ging ein böser Ruf voraus. Das erfuhr Moriz Gassel im Lehrerverein, dem er beigetreten war. Sebalbus Pohl aber ließ sich dort nicht bliden.

Hugo war nach Berlin übergesiedelt, weil Halle für einen armen Studenten zu wenig Erwerbsmöglichkeit bot. In der Mulaßstraße mietete er sich ein kleines Zimmerchen mit Aussicht auf den Hof und lebte ein paar Wochen von seinen Büchern, die er nach und nach zum Antiquar trug. Gleichzeitig bemühte er sich um Privatstunden und machte dabei ziemlich traurige Erfahrungen. Nicht nur, daß die Zeit nach Ostern für einen Privatstundenlehrer sehr ungünstig war, auch die Konkurrenz war so gewaltig, daß er von Tag zu Tag seine Ansprüche herunterschrauben mußte. So gelang es ihm endlich, seinen äußeren Etat einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen. Hunger und Durst stillte er im Bierkeller oder, wenn es hoch kam, bei Wschinger, drückte die Sekundaner fürs Einfährige, die Stunde zu fünfundsiebzig Pfennige, und biß die Bähne auseinander, wenn das Ende des Monats heranrückte. Aber er blieb ein Individuum! Das war ihm die Hauptsache. So lebte er schlecht und recht den ganzen Frühling über, verfezte seinen Winterüberzieher und stand, als die großen Ferien hereinbrachen und seine Einnahmen wie mit dem Messer abgeschnitten, dem hohlen Nichts gegenüber.

Tag für Tag, wenn er durch die glühenden Straßen trabte, suchte er nach einem neuen Karl Zdurotzschin. Aber er fand keinen. Schon zeigte sein Anzug bedenkliche Neigung, aus den Nähten zu gehen. Da setzte er sich hin und begann zu schreiben. Noch einmal wollte er es mit der Schriftstellerei versuchen! Er verfaßte ein paar schneidige Artikel über sein Glaubensbekenntnis, bespötte sie mit kräftigen Zitaten und setzte Ueberschriften davor, die wie Brandraketen wirken und die verblödete Menschheit aus der gesellschaftlichen Versumpfung aufrütteln sollten. Aber kein Mensch wollte den Tiefsinn druden. Er ließ durch die Redaktionen sämtlicher Tageszeitungen und Wochenblätter, überall lehnte man seine Mitarbeiterschaft mehr oder minder höflich ab. Nur ein Redakteur der X-Zeitung beschäftigte sich etwas länger mit dem Angebot, nicht aber, weil ihn die sonderbaren Leitartikel interessierten, er hatte kaum mehr als die Ueberschriften gelesen, sondern weil er an dem Verfasser, der seinem Aussehen nach aus einem spezifisch ländlichen Bezirk stammen mußte, persönlichen Anteil nahm. Er fragte ihn nach Herkunft und Eltern, nidte aufstehen und ver sprach, die individualistischen Enthüllungen näher zu prüfen. Hugo gestattete sich daraufhin die Ausgabe seines letzten Talers. Doch schon am nächsten Morgen hatte er seine Brandraketen zurück mit dem höflichen Bemerkten, daß er sich lieber an den „Vorwärts“ wenden möge. Hugo raste ein paar Minuten vor Wut über den Unverstand, der sich in diesem höhnischen Ratschlag kund tat. Denn die Sozialdemokraten haßte Hugo wie das Gift, weil er sie für die ausgesprochensten Gegner seiner

Weltanschauung hielt. Bekümmert schlich er durch die staubigen Straßen Groß-Berlins und ließ den Kopf hängen. Seines Ziels und dessen Echtheit war er sich voll bewußt. Nur die Menschheit war noch nicht reif für seine Ideen! Auf dem Potsdamer Platz, dessen Verkehrsgewimmel seinem ziellosen Laufen endlich Halt gebot, stübterte er an den Spalieren der Zeitungsverkäufer die neuesten Nummern der Wochenchriften, aber nur von außen, denn er hatte kaum sechs Groschen in der Tasche. Und da fiel ihm eine Wochenchrift auf mit einem knallroten Umschlag, die er bisher nicht bemerkt hatte. „Das Banner“ las er darauf, „Unabhängige Wochenchrift für freie Geister. Erster Jahrgang zweites Heft“.

Das war eine Neugründung. Hugo stand eine Weile, in tiefes Sinnen versunken, und kaufte dann für zwei gute Groschen das knallrote „Banner“. Zu Hause überlas er es hastig. Das war seine Idee! Das war die Zeitung für Individualisten, die er mit Karl Zdurotzschins Geld hatte gründen wollen! Am nächsten Morgen sah er vor dem Herausgeber dieser unabhängigen Geisterwochenchrift, einem blonden, langen, sehr kurzfristigen, sehr jungen und sehr hoheitsvoll blidenden Herrn, dem er seine Brandraketen zur Prüfung vorlegte.

„Sie können gleich darauf warten!“ sprach der Blonde gönnerhaft und wies auf einen Stuhl.

Hugo saß wie auf Kohlen und verfolgte ängstlich die kurzfristigen Augen des freien Bannergeistes, die eilig über die Zeilen stürmten. Aber allmählich liefen sie langsamer. Da waren allerhand Dinge ausgesprochen, die man nicht auf der Straße fand. Nach einer Viertelstunde legte der blonde Bannerherr die Blätter hin.

„Sie haben offenbar Talent!“ entschied er überlegen. „Ich werde diese Artikel bringen.“

„Wieviel Honorar zahlen Sie?“ plähte Hugo heraus. Der Herausgeber machte ein unglückliches Gesicht und hartete sich durch die struppige Mähne.

„Es tut mir leid!“ fuhr Hugo fort und wollte die Blätter an sich nehmen. „Ich bin auf meine Arbeiten angewiesen und kann sie nicht verschenken.“

„Wieviel fordern Sie?“ seufzte der Bannermann. „Wir zahlen für den Artikel höchstens vier Mark.“

Hugo nidte zernüchert, strich das Zwanzigmarkstück ein, das ihm gnädig zugeschoben wurde, ließ seine Adresse da und ging. Als aber am folgenden Freitag das Banner die erste individualistische Brandrakete auf die Gesellschaft abschob, schwelkten Hugos Brust herrliche Hochgefühle. Zum ersten Male sah er sich gedruckt! Nach Hause aber schidte er das Heft nicht. Das war keine Lektüre für August Knorred, den Gutsinspektor!

Kein Mensch aber kümmerte sich um das Banner, es erschien fast unter dem Ausschluß der Dessenlichkeit. Dem wollte der Herausgeber abhelfen und schrieb ins nächste Heft, das wieder eine „tiefgründige Abhandlung“ des „geschäftigen Mitarbeiters“ Hugo Knorred enthielt, einen böartigen Artikel gegen die Unmoralität der gesellschaftlichen Justiz, insonderheit des Strafgesetzbuches. Doch der Staatsanwalt wachte, setzte den rabiaten Bannermann in den Anklagezustand, ließ ihn wegen Beleidigung des Richterstandes zu drei Monaten verurteilen, und die Dessenlichkeit erfuhr erst von der Existenz des freien Geisterbanners, als es aufgehört hatte zu wehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wunden.

Aus den Kämpfen an der Vogesengrenze.
Von Konrad Martin Laut.

Die jungen Aerzte des Feldlazarets in dem zerstückelten Vogesendorf hatten reichliche Arbeit gehabt.

Bis in die schnell hereinbrechende Winternacht war in den Schützengräben — keine viertausend Meter vom Lazarett — gekämpft worden, und Wagen und Träger hatten die Opfer des heißen Ringens in ununterbrochenen Jägen herangebracht. Junge, prächtige Kerls eines Reservebataillons waren es, denen beim Sturm auf die nächste feindliche Stellung Schrapnell und Maschinengewehre hart zugefetzt hatten.

In der geräumigen Sakristei der vom Feuer verschont gebliebenen Dorfkirche woch es nach Blut und Karbol. Der Chirurgen und seine Assistenten hatten darin die dringendsten Operationen vorgenommen. Zerfetzte Glieder waren besichtigt, hinter der Front angelegte Verbände waren durch neue, kunstgerechte ersetzt worden.

Nun lagen die tapferen Burschen im Schiff der Kirche auf diesen Matrasen und federnden Feldbetten. Ganz still und friedlich war es zwischen den Pfeilern des hohen Raums. Nur dann und wann das leise Stöhnen der Verwunden, die eiligen Schritte der Schwestern, die beim spärlichen Licht der wenigen Lampen ihr Liebeswerk taten.

Die Verzte vom Dienst hatten es sich nach dem Fortgang des Tages behaglich gemacht. Stühle und Tische waren aus den zerbrochenen Bauernhäusern herangeschleppt worden, und dünnes Roggenbrot stand gleichfalls in reichlicher Menge zur Verfügung. Man plauderte zusammen, ein wenig müde und kreu, von dem ereignisvollen Tage und seiner Arbeit.

„Ne tolle Sache, so schneiden und sägen zu müssen auf Tod und Leben. Das häßt' ich mir auch nicht träumen lassen, als ich vor einem Jahr mit Weh und Ach das Examen passierte.“

„Sie haben es aber famos gekonnt, Kollege, trotz ihrer teuflischen Narbe am Arm. Ein Wunder, daß Sie nach diesem Schmitz nicht steif geblieben sind.“

Der Angeredete streifte unwillkürlich den Kermel des weißen Operationsmittels auf und fuhr mit der Linken über die alte Wunde. Ein tiefer, dunkelroter Graben zog sich vom Ellenbogen bis an das Handgelenk hinab, wo er in einem kurzen Streifen verlief.

Die anderen prüften mit Kennerblick den Arm.

„Vermutlich Säbelwunde mit doppelter Fraktur.“

„Wichtig, die Diagnose stimmt! Ne Säbelschnitt ist eine sine bis zur Kampfunfähigkeit.“

„In Tübingen?“

„Nein, früher, in Heidelberg. Die Sache hat damals etnigen Staub aufgewirbelt.“

Der Sprecher griff nach der Flasche, die unter dem gottischen Beipult stand, und schenkte die Gläser von neuem voll.

„Sie denken natürlich, ein Mädel stecke dahinter, das stimmt aber nicht. Der Fall ist wirklich viel trauriger. Erst heilte, als der kleine Reservist mit dem Krenschuß seinen schwerverwundeten Kameraden einbrachte und immerfort jammerte, sein Freund werde wohl sterben müssen, ist mir die alte Geschichte wieder eingefallen.“

„Darf man sie hören?“

„Warum nicht? Viel zu erzählen gibt es da nicht. In Heidelberg, wo ich die ersten klinischen Jahre verbrachte, traf ich mit einem alten Schulfreund wieder zusammen. Neun Jahre Pennal und die ersten Semester in Leipzig waren wir treulich beisammen, obwohl er ein Leichtfuß und Draufgänger und ich ein tanner etwas bedächtiger Bursche war. Sein leidenschaftliches Wesen gefiel mir, weil es mir fehlte. Als er nach Heidelberg kam, war er schon schmächtig verlobt. Jeder Schürze lief er nach, in allen Kneipen war er zu finden. Bald fehlte ihm Geld, er machte Schulden. Ich half ihm, bis auch meine geringen Mittel erschöpft waren. Da gab es eines Tags eine widerwärtige Szene vor Zeugen. Er war betrunken. Beleidigungen fielen wie Hagelkörner über mich her — na ja, und so kam's zur Mensur. Zur schweren sogar, weil er mir Treubruch und Unredlichkeit vorwarf. Die Wunde am Arm verheilte nach einigen Wochen, das Ende der Freundschaft hab' ich dagegen nicht leicht überwinden können. Ich bin nun einmal so ein atmobischer Mensch.“

„Was ist aus dem Herrn geworden?“

„Das weiß der Himmel. Ich hörte nur, daß er sein Studium aufgegeben und durchgebrannt sei. Gestorben vielleicht und verborgen, wie es im Lied heißt.“

Auf der schmutzigen Dorfstraße vor der Kirche wurden flüsternde Stimmen laut. Durch die Fenster der Sakristei, wo die Verzte plauderten, drang der Schein mehrerer Windlichter, in deren Glanz die weiße Fahne mit dem Vurpurkreuz flatterte.

Ein neuer Transport mit Verwunden traf ein.

Die Verzte eilten an ihre Plätze. Die Schwestern richteten weitere Lager her.

Auf schmalen Bahren, von Krankenpflegern sorgsam getragen, kamen die neuen Kriegsoffer an. Schwerverwundete mit totenblaffen Gesichtern und harten Augen. Auch ein paar leichtere Kranke schlossen zu Fuß sich dem Zug an.

In den Vogesen nahe der Grenze war in der Nacht nochmals gekämpft worden. Beim Flammen der Leuchtraketen, unterstützt vom sicheren Feuer der Bergartillerie, hatte der Feind einen kräftigen Vorstoß versucht. Man mußte es ihnen lassen: Die Chasseurs Alpins verstanden sich auf den Gebirgskrieg. Jede Deckung benutzend, fast unsichtbar durch ihre schwarzblauen Uniformen, waren sie bis an die Drahtverhaue der deutschen Linien herangelommen. Da aber folgte die Antwort. Ein wüderisches Feuer schlug den Eindringlingen entgegen. Die deutschen Maschinengewehre taten bernichtende Arbeit. Mit Hurra ging es heraus aus den Gräben und an die Franzosen, die dem Anprall nicht standhalten konnten. Reihenweise, wie Halme unter den Sensen, brach die feindliche Linie zusammen. Ein wildes Fliehen begann. Dals über Kopf, immer hinein in die Nacht, die Höhe hinab und ins Tal, bis schließlich die deutschen Hörner zum Sammeln bliesen.

Jetzt warteten die Opfer des nächtlichen Ueberfalls in der Kirche auf Hilfe. Da waren zwei Brüder, kräftige elässische Burschen, die ein feindliches Schrapnell zur gleichen Zeit getroffen hatte. Den einen schwer in den Kopf, den andern leichter am Schenkel. Auch Lungenchüsse und Unterleibswunden brachten die totmatten Kämpfer mit.

Die Verzte waren in voller Tätigkeit. Schon lagen die ersten Leute, sorgsam verbunden, in lauderen Betten. Unter den alten Heiligenbildern ruhten sie, die von den Wänden und aus den Nischen mit frommen Augen in die Ferndörung blickten.

Ein neuer Verwundeter wurde in den Operationsraum gebracht. Es war ein schlanker, blonder Mensch Ende der zwanziger Jahre mit einem klugen, jetzt freilich stark entstellten Gesicht. Ein Granatstück hatte ihm das rechte Bein hart über dem Knie zerschmettert. Ein Stöhnen und Wimmern kam über die blutseeren, halbgeöffneten Rippen. Die blauen Augen brannten im Fieber.

Die Verzte traten heran, um auch hier ihr Rettungsmerk zu versuchen.

Plötzlich suchte der eine von ihnen zusammen. In jähem Errennen beugte er sich über das Antlitz des Wunden und starrte ihn fassunglos an.

„Fehlt Ihnen etwas, Kollege, Sie zittern ja an allen Gliedern.“

„Mir nicht, aber dieser da“ — er wies auf den vor ihm liegenden Körper — „dieser da war . . . nein, ist mein Freund, von dem ich Ihnen vorhin erzählte.“

Zu weiteren Erklärungen war keine Zeit. Die Arbeit drängte. Hier galt es zu retten, was noch am Leben war.

Mit voller Kraft seine Unruhe meistern, half der Arzt der bereitstehenden Schwester bei der Narzose.

Dann setzte er das Messer zum Schnitt über dem verstümmelten Knie an, während seine Kollegen die Blutung bewachten. Geschickt und sicher, wie irgend ein alterer erfahrener Chirurg handhabte der junge Mediziner die Instrumente. Nur beim ersten Anrühren der Säge wollte die jähe Schwäche noch einmal über ihn kommen. Er rang sie nieder und arbeitete weiter, bis nach vollendeter Operation der schwere Verband angelegt werden konnte.

„Bringen Sie den Mann ins Bett, und messen Sie alle zwei Stunden die Temperatur.“

Die Wärter trugen den Schlafenden in die Kirche. Wie ein Traumwandler folgte der Arzt ihnen nach. Neben dem bunten Marienaltar stand das Lager bereit. Die Muttergottes — das Bild eines schlachten, elässischen Malers — thronte über ihm im blauen wallenden Mantel mit sieben Schwertern im blutenden Herzen. Engel mit Lilien in den Händen umschwebten sie. Lilien und Rosen aus Papier blühten auf dem Altar neben blickenden Silbergeräten.

Der Arzt konnte das Auge nicht von dem Niedergebeteten wenden. Da lag der treulose Freund, ein elender Krüppel heute, angewiesen auf seine Hilfe, die der Leichtsinne einst — vor wenigen Jahren erst — so schlimm mißbraucht hatte. Und alle die trohen und löstlichen Stunden stiegen in der Erinnerung des Arztes auf: Die Jahre auf dem Pennal mit ihren Träumen und Hoffnungen. Der Tag des Abiturs, bei dem er dem Straußengeland kräftig geholfen hatte. Die Leipziger Semester voller Becherklang und nächtlichen Kahnfahrten und schließlich auch Heidelberg mit dem Zusammenbruch der scheinbar aus Felsen gegründeten Freundschaft.

Eine fremde Stimme schreckte ihn aus seinen Gedanken. „Wird der Mann wohl mit dem Leben davonkommen?“

„Neben dem Arzt stand der Adjutant des Bataillons, das draußen in den Schützengräben so wader gekämpft hatte.“

„Ich hoffe es, Herr Oberleutnant.“

„Jammerichade. Der Mann war einer der besten im Bataillon. Gestern noch leistete er auf einem Patrouillengang wertvolle Dienste. Daß wir die feindliche Batterie zum Schweigen brachten, verdanken wir seiner Ausflärung. Auch heute soll er gekämpft haben, als war's seine eigentste Sache. Immer den andern voran beim Sturm. Als mitreißend, jedem helfend bei der Abwehr des Gegners. Und dabei ein fröhlicher Kamerad. Munter und frisch, nicht umzubringen, trotz der verdammten Schindluderei in den Gräben. Der Kommandeur hatte ihn schon für das Eiserne Kreuz eingegeben. Er wird es nachträglich noch kriegen.“

Das also war er! Der Draufgänger! Der Deruntergekomme! Der Verborbene!

In stiller Abbitte strich der Arzt dem Schlummernden über den wirren blonden Kopf und die schneeweiße Stirn.

Von oben lächelte das Marienbild Verzeihung und Güte . . .

Merkwürdige Tierwanderungen im Suezkanal in Gegenwart und Vorzeit.

Der jetzt als Kriegsgebiet erklärte Suezkanal hat nicht nur den Menschen den Weg nach den tropischen Wunderländern abgekürzt, er hat im Laufe der Jahre seit dem denkwürdigen Durchbruch am 17. November 1799 auch ein merkwürdiges neutralis Lebensgebiet für die Meerestiere geboten, die nunmehr zwischen dem ganz nördlichen Charakter zeigenden Mitteländischen und dem nur einen Ausläufer des tropischen Indischen Ozeans bildenden Roten Meer hin- und herwanderten. Eigentümlicherweise haben nach den neuesten Forschungen, die Dr. F. Stollmann in der „Natur“ zusammengestellt hat, nur recht wenige Seeegelschiffe den Auszug durch den Kanal in dieser oder jener Richtung gewagt. Zwölf Jahre nach der Eröffnung des Kanals hatten überhaupt nur drei Fischarten und eine Muschelart den Kanal durchwandert. Sonst hat unter den zahllosen Meerestieren keine Art

das andere Ende des Kanals erreicht. Die Fische stammen aus dem Mittelmeer, die Muschel aus dem Roten Meer. Muscheln und Schnecken können als Angehörige der Küstenfauna nur langsam in den Kanal vordringen und müssen sich „etappenweise“ vorschleppen, was ziemlich langwierig ist. Hat doch der berühmte Geograph Friedrich Nagel einmal berechnet, daß eine Schnecke 600 Jahre brauchen würde, um den Erdgürtel zu umkreisen — da mag auch ihrer meerbewohnten Verwandtschaft das altererbte „Schnecken tempo“ zur zweiten Natur geworden sein. Wie bemerkt, hat unter diesen Umständen denn auch erst eine Muschelart den nur 160 Kilometer langen Kanal in zwölf Jahren zu passieren vermocht und auch diese wahrscheinlich nur durch die fluge Vermehrung einer besonderen Gelegenheit; es handelt sich nämlich um die *Melasma*, die sich mit Vorliebe zeitweilig an Schiffsplanken festsetzt und so ausgedehnte Spazierfahrten macht, bis ihr irgendwo ein neuer Siedlungspunkt gefällt. Den schönen Riffenkorallen bleibt der Suezkanal ewig verschlossen, da sie bei dem ständigen Schiffsverkehr, der häufigen Vagerei und dem sandigen und tonigen Untergrunde keine Lebensmöglichkeit hier finden. Schwämme, Seeponen und die sogenannten „Blumentiere“ sind beinahe ebenso schlecht daran; die meisten von ihnen aber wissen sich auf eine ebenso einfache wie praktische Weise zu helfen, indem sie selbst in der alten Meeresbrimat bleiben und nur ihre Eier, Larven oder ihre sogenannten Freischwimmende Generation, ein Hühnerchick in der Entwicklung mancher Seeotiere, als Bioniere in die fremde Ferne senden. Die kräftigsten von diesen gelangen nach allerhand Schwifalen schließlich an die Küsten des Suezkanals, wo sie sich festsetzen und zu vollkommenen Tieren auswachsen, die ihrerseits wieder neue Entdeckerwärme aussenden und so die Art langsam über das ganze Kanalgebiet verbreiten. Für die Tierwelt des mitropäischen Hochsee-„Manfons“ bieten die ewig aufgewühlten Wasser des Suezkanals gleichfalls kein günstiges Lebensgebiet. Im großen und ganzen hat sich heute nach 45 Jahren durch den Kanal der Austausch der Tierwelt, soweit es möglich ist, restlos vollzogen. Leider wird die Feststellung der neueren Tierwanderungen durch die vorgezeichneten und historischen Wandlungen sehr erschwert, die die Wasserbindung des Mitteländischen und Roten Meeres erlebt hat. In der Diluvialzeit trennte nur ein schmaler Landstreif die beiden Ozeanbuchten, der noch dazu von einem Arm des „alten“ Nil durchzogen und überflutet wird, d. h. Wanderungen der Seeotiere ermöglichte. Später begann Ramses II. einen Kanalbau mit Einbeziehung der Süßwasserseen, der auch einige Zeit in Betrieb war; Pharos Redo soll von einer geplanten Erweiterung Abhand genommen haben, weil er damit nur den Barbaren Vorstoß lieferte — doch muß die Wasserbindung noch bestanden haben, da unter seiner Regierung die einst viel bezweifelte, heute geschichtlich gesicherte Umfahrt um Afrika stattfand. Erst Darius vollendete einen neuen Kanal, der wieder die Nilflut einbezog. In allen diesen Zeiten waren die Tierwanderungen sehr erspürbar, da sie aus dem Meerwasser durch süßes und brackisches Wasser führten; stattgefunden haben sie aber, wie genug Fossilienfunde beweisen. Es ist aber sehr schwer zu trennen, welche von den noch lebenden Arten durch den neuesten Suezkanal oder einen der antiken oder die vorweltliche Nilverbindung hinübergewandert sind, so daß hier der Meeresforschung auch künftig noch dankbare Aufgaben blühen.

Vermischtes.

• **Ballonphotographie im Kriege.** Die Photographie vom Luftschiff oder Ballon aus, die eine so große Bedeutung für die Kenntnis des Geländes und den Ueberblick über die feindlichen Stellungen hat, ist wohl zum ersten Male 1859 auf Anregung Napoleons III. in Anwendung gebracht worden, wie ein Aufsatz in der „Natur“ berichtet. Der Luftschiffer Godard und der bekannte Photograph Nadar stiegen vor der Schlacht bei Solferino zusammen auf, um die österreichischen Stellungen zu erkunden, und damals gelang es Godard, die erste Ballonaufnahme zu machen. Im amerikanischen Bürgerkriege wurden später ähnliche Versuche mit gutem Erfolg unternommen, und von da ab hatte sich die Ballonphotographie als militärisches Hilfsmittel einer gewissen Beachtung zu erfreuen. Immerhin mögen diese ersten Aufnahmen, die zu einer Zeit stattfanden, wo die Photographie noch in den Kinderschuhen steckte, ziemlich roh gewesen sein. Einem Engländer, Schabolt, gelang es zuerst, aus der beträchtlichen Höhe von 900 Metern Aufnahmen zu machen, die alle Einzelheiten der Bodengestaltung und der Bebauung unterscheiden ließen. Weiterhin nahm sich Walton Liffandier der Versuche an und erreichte seinerseits gute Erfolge. Allerdings bedurfte es noch eines systematischen Ausbaues, um die mannigfachen Schwierigkeiten, die Aufnahmen vom sich bewegenden Luftschiffe aus bieten, endgültig zu überwinden. Die Eigenbewegung des Fahrzeuges, sowie die veränderte Brechung der Lichtstrahlen wirken störend. Es mußten eigene Apparate und Vorrichtungen für den besonderen Zweck geschaffen werden. In neuerer Zeit wurde für die Photographie aus der Höhe ein neues Verfahren erkunden, dessen günstige Ergebnisse der Erfinder Albrecht Maul 1909 auf der Dresdener Ausstellung zeigte. Der schwerfällig zu handhabende, ein immertin beträchtliches Ziel bietende Ballon,

der von Menschenhänden geleitet wird, wird ersetzt durch eine Rakete, die Geländeaufnahmen aus 500 Metern Höhe ausführt. Die Richtung läßt sich vorher bestimmen. In 7 Sekunden führt die aufsteigende Rakete den ihr mitgegebenen Apparat in die gewünschte Höhe, wo dann durch einen pneumatisch-elektrischen Kontakt der Verschluß ausgelöst wird. Ein lardanisch aufgehängter Kreiselsorgt für die Einhaltung der gewünschten Richtung. In dem Augenblick der Auslösung des Kontakts wird ein Fallschirm frei, hat er sich entfaltet, so trennt sich der Apparat in zwei durch einen etwa 10 Meter langen Gurt verbundene Teile. Während unmittelbar am Fallschirm die Kamera hängt, schwebt der Rest 10 Meter tiefer. Dadurch wird erreicht, daß beim Auftreffen auf den Boden der um ein wesentliches Gewicht entlastete Fallschirm die Kamera fast stoßfrei landen läßt. Zum Abschleßen der Rakete wird eine umgelähr 400 Kilo schwere Lalette benutzt, die eine Zielvorrichtung besitzt. Geringe Bedienungsmannschaft, rasche Bereitschaft, geringe Sichtbarkeit und relative Billigkeit sind die Vorzüge der Erfindung.

Büchertisch.

— **„Von England festgehalten.“** Unter diesem Titel veröffentlicht in einem loeben in Verlag von J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart erschienenen Bändchen Dr. Albrecht Penck, Professor der Erdkunde an der Universität Berlin, seine Erlebnisse während des Krieges im britischen Reich. Der Verfasser, der bekannte Geograph der Berliner Universität, hat in Australien kurz vor Ausbruch und während des Krieges gelegentlich der 84. Versammlung der Britischen Assoziation für die Förderung der Wissenschaften Reisen gemacht und zwar als Gast der Australischen Regierung. Er schildert, was er bei Kriegsausbruch in Australien erlebte, wie anfänglich vielfach sehr deutschfreundliche Stimmung zum Ausdruck kam, die aber mehr und mehr infolge systematischer Ausbreitung falscher Nachrichten durch die Presse erlosch. Selbst bei den Gelehrten schlug die Stimmung allmählich um. Seine Pelureise im Kreise von Mitgliedern der Assoziation bot daher sehr viele peinliche Momente und er wurde bei der Landung in London polizeilich vernommen infolge von Anschuldigungen seiner Mitreisenden. Obwohl er mit einem Geleitbriefe der Australischen Regierung reiste, und obwohl sich der Chef der Londoner Kriminalpolizei überzeugte, daß er ein rein wissenschaftlicher Reisender gewesen, wurde er doch unter nichtigen Vorwänden durch zehn Wochen in London festgehalten. Während dieser Zeit bewegte sich Professor Penck auf seinem Fuße und kam vielfach mit leitenden Gelehrten, Industriellen, sowie auch mit Deutschen in London zusammen. Auf Grund der dabei gewonnenen Eindrücke entwirft er ein lebhaftes Bild von London während des Krieges und der dortigen Stimmung. Er führt namentlich aus, wie die öffentliche Meinung auch in England durch Aufstachelung durch die Presse zu einer deutschfeindlichen geworden ist und bringt davon eine Menge von Belegen bei. Die Peinlichkeit von Australien geschah von den Cocoskeeling-Inseln bis Aden in steter Furcht vor deutschen Kreuzern. Eines der packendsten Kapitel des Buches behandelt die Flucht vor der Emden; ein anderes die Fahrt durch den Suezkanal.

— **Der Luftkrieg 1914—1915.** Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit Genehmigung des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums und des Kais. Reichsmarineamts. Leipzig, Hesse & Weller Verlag. — Neben den Schiffen auf dem Meere und den Unterseebooten erscheinen in dem Weltkriege zum ersten Male Luftkreuzer und Flugzeuge und vermehren die Art der Waffen, aber auch die Schreden des Krieges. Was diese verderbbringenden modernen Kriegswaffen bis jetzt geleistet haben, und auf welche Weise ihnen die Feinde beizukommen suchen, das wird in dem stattlichen Bande von einem gut unterrichteten Fachmann an der Hand von Feldpostbriefen und andern Berichten anschaulich und fesselnd dargestellt. Hierbei erhalten wir auch manchen Aufschluß über den Bau, die Taktik und die Art der Verwendung von Luftkreuzern und Flugzeugen. Ein Vorzug des Buches besteht in den zahlreichen Textbildern und etwa 60 Abbildungen in Tiefdruck, die fast sämtliche Flugzeugarten und Luftschiffe, auch ausländische, bringen und deren Vorlagen, wie die Verlagshandlung mittelst, zum Teil sehr schwer zu beschaffen waren.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A D E E H H O O R R S S T derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht. Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:
 1. Nordische Gottheit.
 2. Ein Nagetier.
 3. Nebenfluß der Weichsel.
 4. Amerikanischer Maler.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer: Schwerpunkt.